

nommen ... Gleichzeitig sorgen die Differenzen im Neuen Testament für Unruhe und hegen das skeptische Bewußtsein gegen jedes Globalkonzept“ (S. 326). Der Autor zieht die Linien auch bis in die gegenwärtige Glaubenssituation aus und wirft knappe Blicke auf die Wirkungsgeschichte neutestamentlicher Aussagen, beides gelegentlich etwas ungeschützt-holzschnittartig. Insgesamt findet die Darstellung aber eine gute Verbindung zwischen historischer Distanz, die das uns Fremde im biblischen Zeugnis von Jesus Christus als solches stehen läßt, und den Bemühungen um eine heutige Erschließung dieses überlieferten Reichtums. Hier wird in einem guten Sinn theologische Exegese getrieben. U. R.

MARTIN THOMÉ (Hg.), Theorie Kirchenmanagement. Potentiale des Wandels. Analysen – Positionen – Ideen. Lemmens Verlags- und Mediengesellschaft, Bonn 1998. 231 S. 29,- DM.

Ungewohnte Fragen führen oft zu ungewöhnlich interessanten und perspektivenreichen Werken. Das gilt für den hier vorliegenden Sammelband. Beiträge aus soziologischer, theologischer und kommunikationswissenschaftlicher Sicht stehen hier neben griffigen Zustandsbeschreibungen und innovativen Anregungen für den komplexen Bereich eines Managements in Sachen Kirche und Religion. Leitmotivisch bleibt dabei die Frage: „Wie kann Kirche als teilhabefähiger, immaterieller Sinnbereich heute plausibel gemacht und sinnvoll kommuniziert werden; welche Strukturen sind für diese Leistung notwendig, und aus welchen Ressourcen kann Kirche bei dieser Aufgabe schöpfen?“ (7). Bereits der einleitende Beitrag des Herausgebers zeigt, daß durch solches Fragen der „Gegenentwurf“ (15) des Christlichen keineswegs verdunkelt werden muß. Vielmehr geht es um die kommunikative Kraft und Plausibilität der Glaubenssubstanz im öffentlich-gesellschaftlichen Bereich. Faszinierend bleibt dabei die vorgeschlagene Perspektive, Kirchenmanagement zu

beschreiben „gerade nicht als eine Methode, einen Weg, die Heilheit, Ganzheit, Leistungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit einer Organisation zu sichern, die ihrem Wesen nach unganzz, brüchig und offenständig ist, sondern als Art und Weise, aus dieser immanenten Brüchigkeit heraus und in ihr die Hoffnung der pilgernden Kirche zum Ausdruck zu bringen, die ihre Vollendung nicht in der ewigen Sicherung ihrer Faktizität sieht, sondern auf die Zukunft eines angebrochenen Gottesreiches setzt“ (22). Die „Theologischen Grundfragen“ behandelt der erste Teil, wobei u. a. die „Sprachlosigkeit vieler Menschen in bezug auf den Glauben und die Kirche, wie auch der Kirche auf diese Menschen hin“ (34) ein Hauptproblem darstellt. Weitere Beiträge beschreiben die Situation der Kirche auf dem neuen Markt religiöser Sinnanbieter und bedenken die konkreten Möglichkeiten einer medialen Präsenz, einer neuen kommunikativen Kompetenz und einer organisatorischen Verbesserung kirchlicher Strukturen im Sinne eines klugen und effektiven Managements. Weniger die ebenfalls zu findenden konkreten Marketingstrategien und Anregungen als die eindringliche Darstellung der hier zu bedenkenden Aspekte und Problemkomplexe machen den besonderen Wert dieses Bandes aus. Ein lohnendes Thema wird hier ebenso spannend wie anspruchsvoll bedacht. Es bedarf weiteren Nachdenkens und vor allem praktischer Umsetzung in konkrete Kirchenstrukturen und einschlägige Aktivitäten. A. S.

DIETER THOMÄ. Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem. Verlag C. H. Beck, München 1998. 353 S. 68,- DM.

Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren löst das Projekt einer „narrativen Theologie“ gleichermaßen Begeisterung wie Skepsis aus. Auch philosophisch hat die Erzählung derzeit Hochkonjunktur. Die Aufforderung „Erzähle dich selbst“ ist für den Philosophen Dieter Thomä jedoch erklärter-

maßen Thema und nicht These. In seiner gut geliederten Studie über die Bedeutung der Erzählung für das Leben arbeitet er sich an der „autobiographischen Triade“ von der Person hinter dem Autor, dem Protagonisten der Erzählung und dem Erzähler als solchem ab, um die Frage zu beantworten, ob das narrative Paradigma hält, was es verspricht. Je nachdem welche der drei Instanzen in einem philosophischen Entwurf im Vordergrund stehe, liege entweder eine Philosophie der Selbstbestimmung, der Selbstfindung oder der Selbsterfindung vor, so der Ausgangspunkt der Überlegungen. Kritisch mustert Thomä die Kombinationsmöglichkeiten: Den Theoretikern der Selbstbestimmung, die – wie etwa Kierkegaard – eine Überlegenheit der Person gegenüber der Erzählung vertreten, wirft er vor, die inneren und äußeren Umstände zu vernachlässigen, ohne die sich niemand als frei und verantwortlich bezeichnen kann. Hier kommt es nach Thomä zu einer „Fiktion totalisierter Selbstverantwortung“ (77), die verkennt, daß man sich im Leben erst als ein Selbst konstituieren muß. Gegen eine überzogene Bevorzugung des Protagonisten innerhalb der Theorie der Selbstfindung bei Alasdair MacIntyre wendet er ein, daß die Frage „Wer bin ich?“ die Frage „Wer will ich sein?“ zu sehr dominiere: Der Lebensgeschichte könne man sich dann aber nicht mehr mit befreiender, sondern nur mit bindender Wirkung versichern. Die Philosophen der Selbsterfindung wie beispielsweise Richard Rorty schließlich stilisierten das Selbst zu einem reinen Produkt der Erzählung: Selbsterkenntnis wird zur Selbsterschaffung. Quintessenz der Aporetisierung dieser drei philosophischen Positionen und der Problematisierung des Begriffs der „Lebensgeschichte“ ist die These von der Bedeutung der „Selbstliebe“, die im Sinne der ethisch fundamentalen Selbstschätzung jedem sich erzählenden Ich vorausliegt – wie das Glück jenseits der Erzählung anzusiedeln ist. Thomä kommt der Verdienst zu, die Erzählung als ein Thema der Philosophie ernstgenommen zu haben, ohne ihre Bedeutung zu überschätzen. S. O.